

Unser Evangelium beginnt mit einem etwas eigenartigen, aber für das Verständnis um so hilfreichen Hinweis: „Einige Griechen“, die zum Paschafest in Jerusalem waren, wollten Jesus sehen (vgl. V 20). Es wird nicht näher ausgeführt, was das für Griechen waren. Es könnten Juden sein, die in der griechischen Diaspora leben, und zum Paschafest nach Jerusalem gekommen sind; es könnten Griechen sein, die mit dem Judentum sympathisieren und einfach einmal so ein Paschafest in Jerusalem miterleben wollen; es könnten auch sogenannte Proselyten sein, also griechische Heiden, die sich in der Vorbereitung befinden für die Aufnahmen in das Judentum. Philippus als „Herr“ (vgl. V 21) anzureden, ist jedenfalls für einen Juden schon etwas merkwürdig. Der Text lässt das aber alles offen.

Der Text lässt dies ganz bewusst offen. Denn damit stehen hier nur noch Griechen da, die im Johannesevangelium eine ganz spezielle Verbindung herstellen. Denn es ist genau dieses Evangelium, das sich mehrfach gegen die Vereinnahmung durch griechische Philosophie zur Wehr setzt, ein Problem, das vor allem in den johanneischen Gemeinden offensichtlich sehr aktuell und drängend war.

Auf diesem Hintergrund bekommen jetzt auch die Worte Jesus eine besondere Bedeutung. Denn Jesus spricht hier ganz offen über ein Thema, das sich jeglicher Vernunft und Weisheit widersetzt: sein bevorstehendes Leiden und Sterben.

Der Apostel Paulus hat das einmal auf den Punkt gebracht: „Die Juden fordern Zeichen, die Griechen suchen Weisheit. Wir dagegen verkünden Christus, den Gekreuzigten: für Juden ein Ärgernis, für Heiden ein Torheit, für die Berufenen aber, Juden wie Griechen, Christus, Gottes Kraft und Gottes Weisheit.“ (1 Kor 1,22-24) Gerade das Kreuz ist für die griechische Philosophie, ja, für alle Weisheit dieser Welt eine „Torheit“, eine absolute Dummheit.

Genau dieser Kontrast wird durch die suchenden Griechen hier sichtbar gemacht. Wenn die sich an Philippus wenden mit der Bitte: „Herr, wir möchten Jesus sehen.“ (V21), dann ist hier mit „sehen“ weniger eine optische Wahrnehmung gemeint, sondern vielmehr der Wunsch nach Verstehen und Begreifen. Doch das, wovon Jesus spricht, sein bevorstehendes Sterben am Kreuz, das ist mit der Logik und der Vernunft dieser Welt eben nicht zu verstehen und zu begreifen, und deshalb ein „Ärgernis“ und eine „Torheit“. Hier stößt alles menschliche Denken an eine Grenze.

Genau auf diese Grenze will dieses Evangelium ganz bewusst hinweisen.

Und das aus einem wichtigen Grund. Jesus erwartet nämlich von all denen, die ihm nachfolgen, nichts Geringeres, als dass auch sie diese Grenze nicht nur sehr präzise wahrnehmen, sondern sie auch – wie er selber – ganz bewusst immer wieder überschreiten: „Wenn einer mir dienen will, folge er mir nach; und wo ich bin, dort wird auch mein Diener sein.“ (V 26)

Als Forderung steht dies zunächst ziemlich abschreckend da. Aber Jesus zeigt auch sehr deutlich auf, wie dieser Weg für ihn selber überhaupt erst gangbar wurde, und dann eben genauso auch für die, die ihm nachfolgen.

- Da ist als erstes, gleichsam als unverzichtbare Grundlage, ein unerschütterliches Vertrauen in den Vater. Davon wird die ganze Existenz Jesus entscheidend getragen bis hin zu diesem Kreuz. Genau dieses Fundament klingt an, wenn Jesus dort sagt: „Wenn einer mir dient, wird der Vater ihn ehren.“ (V 26) Die Verbindung mit ihm lässt immer auch die besondere Verbindung zum Vater entstehen. Ein solches Vertrauen in den Vater fällt aber nicht einfach vom Himmel, wenn man es plötzlich dringend braucht. Nein, ein solches Vertrauen wächst ganz allmählich, will gelernt und eingeübt werden durch ständig neue Erfahrungen mit diesem Vater.
- Mit einem wachsenden Vertrauen wächst dann auch der Gehorsam gegenüber den Willen des Vaters, wie ihn Jesus selber gelebt hat. Es ist dieser Gehorsam, der Jesus fast zwang, Regeln und Normen zu durchbrechen, wenn der Wille seines Vaters etwas anderes verlangte. Es ist dieser Gehorsam, der ihm ständig Schwierigkeiten und Ärger bereitete, und schließlich einen solchen Widerstand auslöste, dass man ihn ans Kreuz schlagen ließ. Doch gerade, weil es das Vertrauen war, aus dem sein Gehorsam entstand, deshalb konnte er Situationen aushalten, die auch er selber nicht verstehen und begreifen konnte. Deshalb eben nicht die Bitte: „Vater rette mich aus dieser Stunde“ (V 27), sondern: „Vater, verherrliche deine Namen.“ (V 28) Offen zu werden für das, was Gott will, damit sein Name verherrlicht wird, das ist immer – auch heute – mit der Bereitschaft verbunden, bestehende Grenzen zu ignorieren und zu durchbrechen, wenn er es verlangt.
- Das, was Gott von uns will, das wird sehr gerne ausgehebelt durch das, was uns logisch und vernünftig erscheint. Wir selber werden zu Zensur, zur Grenze für den Willen Gottes. Diese Grenze, die häufig aus Angst gezogen wird, kann nur überwunden werden, wenn das eigenes Leben ganz bewusst dem übergeben wird, dem es gehört. „Wer sein Leben liebt, verliert es; wer aber sein Leben in dieser Welt gering achtet, wird es bewahren bis ins ewige Leben.“ (V 25) Gerade, wenn das Vertrauen in den Vater die Grundlage dafür ist, dann ist eine solche Hingabe kein Verlust, sondern ein Gewinn. Denn es ermöglicht eine ungeheure Freiheit. Das Wissen, dass es der Vater niemals zulassen wird, dass irgend jemand oder irgendetwas ihm sein Eigentum wegnimmt, das schenkt eine Geborgenheit und Zuversicht, mit der bereits Jesus den nicht zu begreifenden Weg ans Kreuz gehen konnte. Es ist ein Gottvertrauen, das bei vielen, die ihm nachgefolgt sind, Erstaunliches möglich gemacht hatten, denn jetzt hatten sie sogar jegliche Angst vor den Tod verloren.

Das ist der Gewinn für den, der bereit ist, sein ganzes Leben gegen alle kluge Weisheit dieser Welt gering zu achten, weil es nicht mehr ihm, sondern einem anderen gehört.